

Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 28 (1938)
Heft: 27

Artikel: Bern
Autor: Schweizer, Walter
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-643940>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 30.06.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

seinem Vater, dem er den Fehltritt längst verziehen hatte, wohn-
te er der schlichten Handlung am Grabe bei.

Er spürte den Hauch des Todes aus der Tiefe. Aber der
Mann dort unten blickte ihn durch die hinuntergeworfenen
Schollen an, er blickte durch ihn hindurch. Merkwürdig, woher
Kingeisen plötzlich das Bewußtsein hatte, daß man heute seinen
Vater begraben habe, den ein wunderliches Spiel von Zufällen
am Ufer der Aare abgesetzt hatte. Kingeisen fühlte Dankbarkeit
im Herzen für irgendetwas, das er mit Namen nicht zu nennen
vermochte. Vielleicht war es Dankbarkeit dafür, daß er fortan
der Sorge um den Ruf seines Erzeugers enthoben war. Denn
mit dem Tod nahm auch das ein Ende. Etwas sehr Tiefes,
sehr Sinnvolles lag in den scheinbar unberechenbaren Fügung-
en des Schicksals.

Kingeisen fand keinen Grund zur Trauer, der Tod schien
ihm gleichsam verschlungen in den Sieg. Er bereute auch nicht,
zu spät gekommen zu sein, um den Toten da unten als seinen
Vater erkennen zu dürfen. Er hatte ihn geliebt; aber es war
nicht jene Liebe gewesen, wie sie Söhne sonst ihren Vätern ent-
gegenbringen. Ihre Wege waren getrennt geblieben, in eifriger
Fremdheit hatten sie aneinander vorbeigelebt: zwei Mücken auf
zwei verschiedenen Erdteilen. Kingeisen wußte nicht einmal be-
stimmt, ob er mit seinem Dasein eine Minute, eine Sekunde
lang die Gedanken seines Erzeugers gestreift hatte. Ja, wie
hätte er ihn wohl erkennen sollen?

Er nahm Abschied vom Namenlosen, vom Totengräber
und vom Pfarrer des Städtchens und ging an seine Arbeit
zurück. Ob dereinst auch an seinem Grabe einer so stehen und
ihm einen grünen Zweig nachwerfen würde, wehmütig lächelnd,
mit ein wenig Mitleid, mit ein wenig Sehnsucht in der Seele?

BERN

Von Walter Schweizer

Wer mit dem Zug über die Eisenbahnbrücke einfährt, der
sieht stolz über der Aare aufgebaut die Stadt mit ihren Türmen,
Brücken, ein bunt gemischtes Dächermeer, von der Sonne über-
glüht, vom warmen Sommerwind umfächelt, ein Bild, so be-
rauschend, so hinreißend schön, daß das Auge wie trunken in
selbigem Vergessen darauf ruht — Bern ist's, die Bundesstadt.

Unter den Städten, welche sich aus früheren Jahrhunderten
einen charakteristischen Typus bewahrt haben, steht Bern in der
vordersten Reihe, und zwar mit baulichen Formen und Moti-
ven, die in solcher Fülle, in so grundsätzlicher Durchführung und
eigentlicher Totalfärbung sonst nirgends vorkommen. Wohl fin-
det sich da und dort noch ein Abglanz mittelalterlichen Kultur-
lebens, so Ringmauern mit Gräben und Türmen, mit trummen,
engen Gassen, mit hochgiebligen Häusern, vorragenden, niedri-
gen Geschossen, reichen Portalen und zierlichen Erfern. Aber
gerade diese Merkmale, die andere Orte haben, die besitzt Bern
eigentlich gar nicht.

Ueber der Stadt ruht ein Schimmer verklärter Schönheit.
Alles Beengende, Trübe, Dumpsie ist hier abgestreift. Wie be-
freit von der Alltäglichkeit der Dinge, wandelt man hier durch
eine Welt heiterer, sorgloser Freude. Es ist ein Zauber, den
keine Phantasie ausschöpfen kann, der immer wieder seine wun-
derbare Kraft bewährt. Lob und Lied, wie oft sie auch Alt-Bern
feierten, sein Ruhm wird nicht ausgefungen werden. Mit jedem
Jahr ziehen neue Scharen in die Stadt, wallfahren Tausende
und Abertausende aus allen Weltteilen hierher, mit staunender
Begeisterung die Fülle der Gaben hinzunehmen, welche die
allgütige Mutter Natur über dieses begnadete Erdenflecken
ausstreute. Es ist etwas Ideales, was ihm anhaftet, voll tiefer,
goldener Poesie, daß das Schweizer Gemüt hier seinen Feier-
tag halten kann.

Landschaftlich kommt in Bern alles zusammen, ein Bild voll
Harmonie, Farbenglanz und berückender Schönheit zu gestalten.
Ein enges, malerisches, gewundenes Tal, dessen grünlänzender
Fluß in die weite, fruchtbare Ebene seinen Weg zum stillen
Opal des Jura sucht. Hier prächtig bewaldete steile Hügel, an
welche sich reiche Dörfer schußfuchend schmiegen — und über
allem, die Alpenkette mit dem mächtigen Firndreiklang: Eiger,
Mönch und Jungfrau.

Im Morgensonnenglanze oder im Abendscheine, wenn im
Tal der Aare schon Nebelfrauen huschen und nur geheimnis-
volle Glut noch im Ersterben über die Dächer der Altstadt glei-
tet, bei Mondlicht, in der Blütenpracht des Genzese oder im
winterlichen Hermelinschmuck, immer bleibt Bern eine Zauberin,
die unsere Sinne betört, schmeichelnde Weisen in die Herzen
singt.

Auch an Goethe bewies sie einst ihre Kraft. Schrieb er doch
am 9. Oktober 1779 an Frau von Stein: „Am 8. strich ich durch
die Stadt. Sie ist die schönste, die wir gesehen haben. Die
Häuser in bürgerlicher Gleichheit eins wie das andere gebaut,
alle aus einem graulichen, weichen Sandstein. Die Egalität und
Reinlichkeit drinnen tut einem sehr wohl, besonders da man
fühlt, daß nichts leere Dekoration oder Durchschnit des Despotis-
mus ist. Die Gebäude, die der Stand Bern selbst aufführet, sind
groß und kostbar, doch haben sie keinen Anschein von Pracht,
der wenigstens vor den andern in die Augen würde.“

Wer durch die krummlinigen Straßen Alt-Berns wandert
und die Sprache versteht, welche die Häuser mit ihren alters-
grauen Mauern und den dunkeln hohen Ziegeldächern reden,
wer die vielen schönen Bauten schaut, das Münster, die Kirchen,
das Rathaus, den Erlacherhof, die Brunnen und Brunnlein,
Erker und Erkerlein, dem ist zumute, als blätterte er in den
Seiten einer mit kräftigen Lettern gedruckten und mit markigen
Holzschnitten ausgestatteten, alten Chronik. Auch ohne sich in
den Inhalt eines solchen Folianten zu versenken und den Berich-
ten des Chronisten zu folgen, kann es uns reizen, Seite um
Seite umzublütern, weil alles dazu angetan ist, uns zu fesseln
und zu erfreuen; das kräftige Papier, die charaktervolle Form
der Typen, der energische Zug der Illustrationen, das intensive
Schwarz des Druckes und die ungebrochene Kraft mit der das
Rot der Initialen herausleuchtet. Man spürt, daß hier ein ur-
sprünglicher, gesunder Geschmack gewaltet hat, dem alles Un-
natürliche und Gefünstelte fremd ist, und es ist, als ginge ein
Strom und Kraft auf uns über, der uns wachsen und erstarken
macht. Und dieses Empfinden steigert sich, wenn nun das Buch
seinen Inhalt enthüllt und farbenfrohe Bilder aus Berns Ver-
gangenheit vor uns auftauchen läßt. Glückliche Stunden, da so
der Geist der Geschichte an uns herantritt und uns teilnehmen
läßt an den Taten, die vor Jahrhunderten ein glaubensstarkes
und seiner Kraft bewußtes Volk vollbracht hat, glücklich die
Stätte, die sich rühmen kann, ein reines Spiegelbild jenes Gei-
stes zu sein, der der Schweiz zu ihrem heutigen Ganzen Ent-
pfeiler war — —

Wenn auch die Häuser heute mit der ehrwürdigen Miene
des Mittelalterlichen dreinschauen, ein bezeichnender Zug zur
Vollständigkeit der alten Straßenbilder fehlt, denn über den
unfagbaren Schmutz der früheren Wege hat die Neuzeit ein
reines Pflaster gebreitet. Gassenpflasterung war jedoch vor
dem 14. Jahrhundert unbekannt. Bei festlichen Gelegenheiten
aber wurden die Gassen mit Tannästen, Gras oder Zweigen
belegt. Zum Schutz gegen Verunreinigungen trug man über den
Schuhen Stelzschuhe mit Holzboden. Vor den Häusern wurden
diese dann ausgezogen. So kommt es denn auch, daß in einer
alten Chronik steht, daß vor der Ratsstube die Uberschube der
Ratsherren aufgestellt gewesen seien, „do fundt man sin zählen,
wie viel ihr zu Rath kommen wärent!“ Die erste Ausgabe für
Pflasterung in Bern wurde 1377 gemacht, und zwar „die nie-
dere brotschal ze beschiffenne“. Lange und hartköpfig hat sich der
Berner gestraubt, seinem Vieh das Recht auf der Straße neh-
men zu lassen; schließlich mußte er sich doch darein fügen, seinen
Schweinen nur noch etwa eine Stunde am Tage die größere
Freiheit der Straße zu bieten, bis auch diese Begünstigung
schwand; undatiert, aber vor 1400 ist der Ratsbefehl, „mist und
biaen“ nicht länger als 14 Tage vor den Haustüren liegen zu
lassen. für jeden fernern Tag sind 5 Schilling Buße angesetzt.

Zu dem Schönsten jedoch, was jener funktreiche Geist im
Straßenbild der Stadt geschaffen, gehören die einladenden Lau-
bengänge. Nur noch wenige Städte dürfen sich dieser Steige
rühmen, die, von den Fußböden der ersten Stockwerke überdeckt,
von den tragenden Pfeilern zur Seite der Straße geleitet, dem
Wanderer Schutz gegen Regen und Sonne, dem Auge im
wechselvollen Rhythmus von Licht und Schattenkonturen einen
malerischen Anblick bieten. Im Jahre 1479 schreibt der Defak
Albrecht v. Bonstetten: „Bern ist ein statt, groß an richtum, mit
hüpschen bünwen gezieret, und ist nūw, lustig, mit witen gassen,
zu beder sitt gewelbe habende, under denen mit droffenen
Füßen man wandern mag.“ Die ersten Nachrichten über die

Laubenanlagen verdanken wir Tschachtlans Chronik, die bei Erwähnung des Stadtbrandes von 1285 sagt: „und war die stat barnach gebuwen uf die wyl mit bogen, als vorhin . . .“ Ueber das Eigentumsverhältnis des Laubenbogens, geteilt zwischen Stadt und Hausbesitzer, sprechen spätere Ratshandbücher, z. B. 8. Dezember 1558, „uff hit ist durch M. Herren d'räth und burger abgemert worden, daß man die bant under den louben nur 6 werfchub mit von den liden verrücken solle.“ Ferner am 6. Oktober 1570: „das bächen und flachschwingen under den louben bi 5 Pfd. buß verbieten, mit usblafen der trummeter.“ So ein Stück Vergangenheit, das ganz eigenartig anmutet, können wir heute noch an der Metzgergasse leben. Wie ehemals lebt und arbeitet hier das Volk auf der Gasse und unter dem Schutze der Laubenbogen. Spengler, Tapezierer, Schuhmacher verlegen bei schönem Wetter ihre Werkstätte ins Freie. So bietet diese Gasse ein lebendiges Bild alten Straßenlebens und althergebrachten Volkslebens, bunter Abwechslung, das man selten in einer modernen Stadt antrifft. Betrachten wir die Kanzlei neben dem Rathaus, mit ihrem reichen Laubengewölbe oder an der Postgasse die Leberreste der ehemaligen Antonierkirche, deren Eingang eine wunderbare Laubenkonstruktion besitzt. Kreuzgewölbe, deren Schlusssteine Wappenschilder tragen, einen Blick zu einem künstlerisch hochwertigen Bilde alter Schönheit. Oder betrachten wir die alten Türeingänge mit ihren Wappenbildern und Konsolen, die früher wohl dazu bestimmt waren, Figuren von Heiligen zu tragen, überall zeigt sich die Absicht zweckmäßige Forderungen des Lebens mit idealen Wunders der Kunst geschmackvoll zu verbinden.

Nicht anders als das malerische Durcheinander von Gassen, Plätzen und Häusern bieten auch die unübersehbaren Rechtsverhältnisse der Bürger ein Gemisch von Belehnungen, Verträgen und besonderen Befugnissen, aus denen sich erst durch ein beständiges Gegenstreben eines einheitlichen Rechtes nicht ohne weitestehende Umwege ein organisch wirkendes Ganzes zu bilden vermöchte. Gerade die großen Brände, die Bern in früheren Jahrhunderten vielfach in Asche legten, haben etwas Licht und Ordnung gebracht und die Stadt erheben lassen, zu dem, was sie heute ist. Steht doch selbst im Polizeibuch von 1580 „denne die alte Ordnung (habe) nit so vil erschossen (geholfen), daß die Stadt mehr einem Dorfe denn einer verrühmten Stadt zu vergleichen sei!“ In dieser Zeit drang der Rat darauf, wenigstens Schhäuser in Stein mit Ziegeldachung ausführen zu lassen. Die Stadtrechnungen weisen auf zahlreiche dahergelassene Subventionen. 1377: „Denne Hans Matter an sin ziegeltach an dem hindern buße . . . ze füre, hießen die buherren geben 4 Pfd. 10 Sch.“ 1382: „Denne Curas an sinen buw an dem orthus in der nidenstätt . . . 3 Pfd.“ Ein eigentliches Verbot der Schindeldächer erfolgte laut Ratshandbuch erst am 25. September 1542. Die finanziellen Verluste der Stadtbürger, veranlaßt durch die Brände, sprechen sich in folgendem Ratshandbuch von 1405 aus: „Wer seine Hoffstatt wieder aufbaut, oder auf eine bestimmte Zeit wieder aufzubauen verspricht, daß dem der halbe aller Seelgerette und Zinse, so derzeit auf seiner Hoffstatt lasten, abgehen sollen.“

In dieser Zeit setzte denn eine lebhaftere Bauerei ein und lag die baupolizeiliche Administration seit 1403 vier Bauberren ob, die in Verbindung mit dem Wertmeister, des Steinmetz und

dem des Holzwerks dem Bauwesen vorstanden. Das alte Polizeibuch, Eid- und Spruchbuch gibt uns den Eid der Bauberren vom 25. Juli 1473. „Die buwherren“ schwören, täglich zu der Stadt „buwen und verfluten, beid und jeglicher in funders, wann si in der stat sind, es nie in der fußt oder anderswo“ zu sehen, Meister und Knechte zur Arbeit anzuhalten, und der Stadt „gut und gezüg, es sie an nützlichen buholz altem und neuen, steinpfaster, ziegel, ofenwerdt“ zu der Stadt Nutzen zu gebrauchen, wie wenn es ihre eigene Sache wäre und niemand etwas davon zu geben oder zu leihen ohne Erlaubnis von Schultzei und Rat.

Wir dürfen annehmen, daß die Haupttätigkeit der Bauberren im Neubau und Unterhalt der Stadtbefestigungen stand. Verschiedene Stadtrechnungen nennen ganz bedeutende Kosten, welche an die Stadtbaumeister „uff die buwe uffert und imerunt der stat“ bezahlt werden, leider sind aber die Bauten nicht bezeichnet. Justinger sagt: „do man zalt von gots geburt 1346 jar, wart des ersten angevangen der ober spitalturm (Christoffel, stand bei der Heiliggeistkirche) und die ringmure und do man anhub zu buwen, do griff man daz werf zo rafflich an, daß die ringmure in anderthalbem jar gemacht wart.“

Es würde viel zu weit führen, auf alle Einzelheiten einzugehen. Eines können wir aber sagen, daß die Stadt Bern, was ihre bauliche Eigenart anbelangt, die schweizerische Schweizstadt genannt werden kann. Ja, sie ist die Stadt aus einem Gusse und ihre Häuser thronen so selbstbewußt und sicher auf ihren mächtigen Fundamenten, als wären sie selber habliche Bürgerleute. Und sollen wir die vielen Schönheiten alle aufzählen? Nein, denn da müßte der Schreiber sagen, lieber Leser, geh' mal hinunter zur Nybedkirche mit dem „Kilchböfki“, schau' dich um am Stalden, zieh' durch die äußerste malerische Gerechtigkeitsgasse, pilgere durch die Juntergasse, halt Einkehr beim Erlacherhof. Wo du nur hinsiehst kannst und magst, überall wird dein Auge neue Schönheiten entdecken, da ein prächtiges Portal, hier ein kunstvoll geschmiedetes Schloß, dort einen Türebogen, hier ein Erkerchen. Laß dir von den Brunnen alte Sagen und Mären erzählen und horche der Geschichte beim Betrachten des Rathauses und ergög' dich beim vielbewunderten Zeitlocher, der schon 1382 seine „orlen“ hatte.

Oder aber verfolge dich in die wunderbaren Schönheiten des Münsters, der ehemaligen Leutkirche St. Vincenzen. Für jeden wird es ein Genießen in Freude sein und wen diese Zeilen anregen, den alten Schönheiten etwas mehr Interesse entgegen zu bringen, selber auf Forschungsreisen in alten Bern zu gehen, so ist ihr Zweck erreicht.

Als Luginsland weitbinaussehend, grüßen Berns Türme weit, dem fernher Nahenden ein erlebtes Wahrzeichen endlicher Ruhe nach ermüdender Wanderung oder Geborgenheit im machtvoll städtischen Schutze. Und einladend winkt beim Betreten der Stadt durch den dunklen Rahmen des ersten Torbogens gemädelartig umschlossen, die buntfarbige Häuserzeile hindurch und läßt dem Betrachter den Wunsch, einzutreten, sich sinnlich kräftiger äußern. Und alle Bilder lösen in uns mit breitem Behagen Stimmungen aus, wie wir sie selten genießen und wer einmal den Zauber genossen, der wird mit stiller Freude sich jener Bilder stetsfort erinnern, die fast überreich ihm die Mugenstadt Bern geboten hat und stetsfort bieten wird.

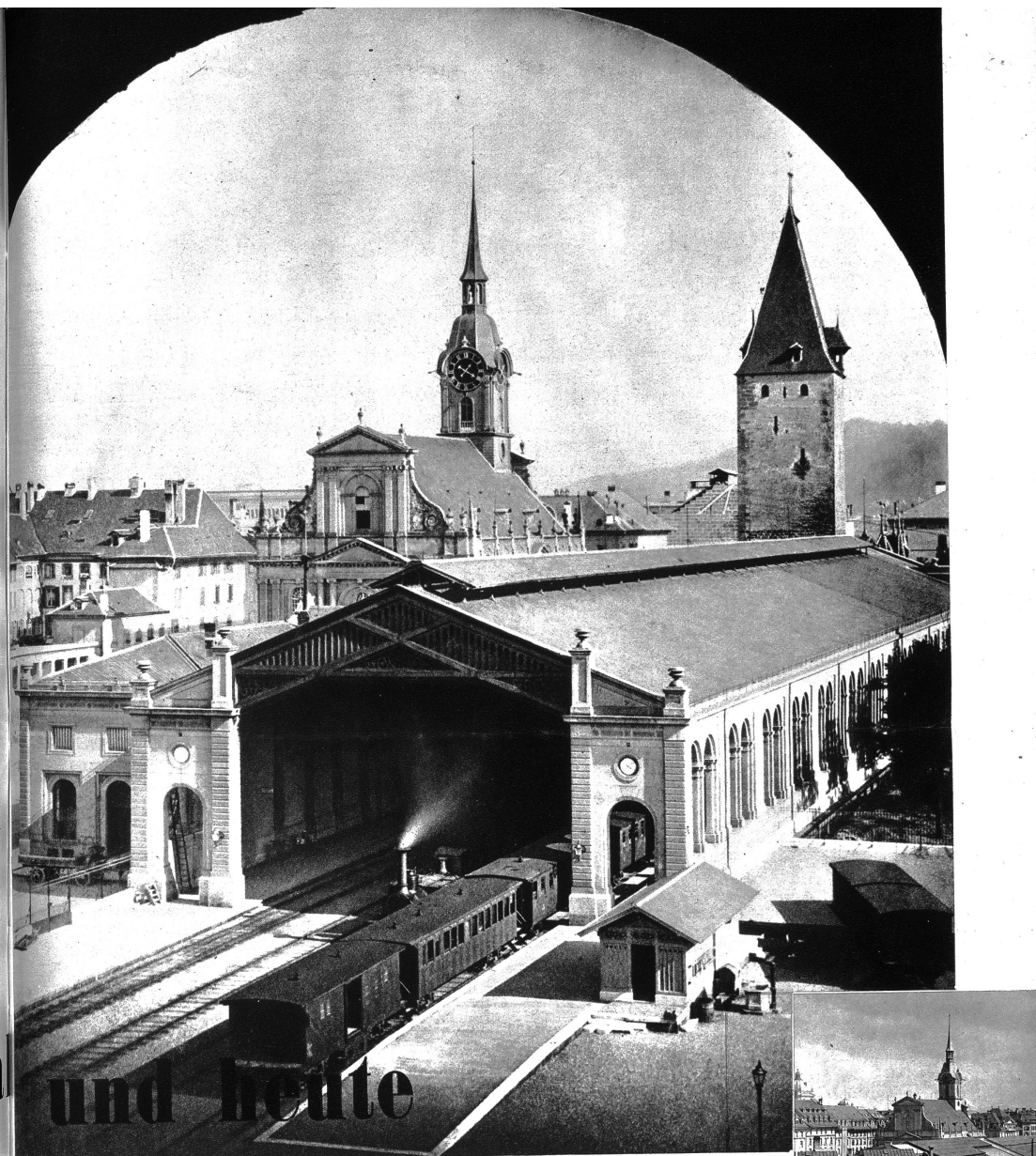
BERN — Anno dazuma und heute

Bilder vor 1900: Stadtbibliothek
Text und neuere Bilder: P. Senn

In der nächsten Nummer werden wir noch weitere interessante alte Aufnahmen bringen.

Es war an einem sonnigen Frühlingstag. Zwei alte Frauen aus der Unterstadt saßen auf einem der grasgrünen Bänke der Plattform und strickten. Im jungen Kastanienlaub zwitscherten Buchfinken und Spähen; — Kinder fütterten Tauben. — „Mebe, so iches hüt“, hören wir die eine der Frauen. „Früher konnte man noch gemütlich über die Straße. blieb man stehen und plauderte, so fuhren die Tröschgeli um einen herum. Aber hüt, — mi risigert ja der Rächste vom Rabe. I ga nümme i di oberi Stadt. Deppe a der Wiehnachte, ga d'Vade luege. — U de die neue Hüfer“, hören wie sie weiter distutieren. „Unser Nachbar,

der Siegenthaler, ist heute auch so in einem „Modernen“; aber es scheint, es wäre dort immer Krach, wegen dem Wasser, — man höre alles. In der Ratte und branten an der Nybegg wolte man auch aufräumen. Aber der „Miebu“ und ich bleiben, wo wir sind. Nes hübelt zwar ase, u ds Dach rümt o.“ — Sie plaudern weiter von der guten alten Zeit. Ein Bärfli geht engumschlungen vorüber. Sie tippen sich. Ueber die Brillengläser gucken die beiden Frauen aus der Unterstadt einander an und schütteln die Köpfe. „Mebe, so iches hüt“, hören wir sie noch sagen.



Im Jahre 1856 musste die alte Kaserne des Bahnhofs weichen. Am 16. Juni 1857 sahen die Berner Bürger die erste Lokomotive von Olten her vor ihren Toren. Wie die Chronik berichtet, soll an diesem Tage die Uhr am Zeitglockenturm stillgestanden sein. Auf der seltenen Aufnahme, die aus dem Jahre 1862 stammt, erkennen wir links die Heiliggeistkirche, rechts den im Jahre 1865 abgebrochenen Christoffelturm, den Sackbahnhof, d. h. die heutige Gepäckhalle und eine Lokomotive, welche von 1857 bis 1893 den Verkehr bewältigte.

Heute! Armer Christoffelturm, wer hat dich sezirt und stückweise ins Museum versetzt? Wie viele Tränen sind dir schon nachgeweint worden. Hätten in der Gemeindeabstimmung vom 15. Dezember 1864 nur 6 Bürger mehr für dich gestimmt, so würdest du noch heute deinen langen Schatten in die Spitalgasse werfen. Links die Heiliggeistkirche, ihre Umgebung hat sich deutlich verändert. Bleichdächer, an denen sich der Heimatschutz weniger erfreut, stören den Blick über die Bundesstadt auf die Alpen.

